

letzte Tagung der Reichskulturkammer. Hier wurde Schumanns Violinkonzert, 84 Jahre nach seiner Entstehung, 81 Jahre nach dem Tode des Meisters, uraufgeführt.

Das Werk ist dreiteilig. Der zweite Satz geht in den dritten ohne Pause über, verbunden durch vier Takte modulatorischer, rhythmischer und thematischer Überleitung. Der erste Satz ist streng nach der Sonatenform aufgebaut. Bezeichnend ist diese Bindung an das klassische Vorbild, die der junge Schumann, der Erzromantiker, nicht gekannt und anerkannt hat. Das Baumaterial liefern zwei Themen, das erste in d-Moll, der Haupt- und Namenstonart, das uns im Notenbild fast brucknerisch anspricht, und das schwärmerisch-innige Seitenthema in D-Dur. Beide Themen werden zuerst in einem ausgedehnten Orchestervorspiel gebracht, dann übernimmt sie die Solostimme. In der Reprise erscheint das zweite Thema in D-Dur.

Der langsame Satz ist sehr knapp gefaßt. Ihm liegt, nach wenigen Einleitungstakten von der Solovioline angestimmt, eine ungemein ausdrucksvolle Melodie zugrunde, die anfangs gleichlautend ist mit dem Thema, das Brahms nach dem Tode Schumanns in seinen Variationen Opus 23 für Klavier zu vier Händen verwendet. Es ist jene Melodie, die Schumann bis in seine letzten Tage beschäftigte.

Das Finale ist eine sprühende D-Dur-Polonäse, die dem Solisten Gelegenheit gibt, mit Virtuosität zu glänzen. Aber hinter dieser Virtuosität steht die Grazie eines großen Meisters. Auch in diesem tänzerisch bewegten Schlusssatz gibt es lyrische Besinnungen. Ja, einmal verweist der Komponist in der Begleitung deutlich auf den langsamen Satz. Doch diese wehmutvolle Anwandlung wird schnell verwischt. Und weiter geht es im unbeschwertem Tanz, als stünde nicht vor den Fenstern des Ballsaals lauend der Tod . . .

Wenn Robert Schuman von der Notwendigkeit einer Musik spricht, die „am allerwenigsten künstlich, kompliziert, kontrapunktisch, sondern einfach, eindringlich“ sein soll, dann könnte er an Ludwig van Beethovens fünfte Sinfonie gedacht haben. Nicht als ob diese Sinfonie „kunstlos“ wäre. Im Gegenteil. Der erste Satz ist ein Wunderbau an Einheitlichkeit, Konsequenz und Übersichtlichkeit. Aus vier Noten wird ein Kosmos von 400 Takte aufgebaut. Aber wie klar, wie leichtverständlich dünkt uns dieses Meisterwerk!

Vier Noten als Thema, die der Sinfonie den Namen einer „Schicksals-Sinfonie“ eingebracht haben. Beethoven selbst hat dieses Thema in Verbindung mit dem Schicksalsgedanken gebracht. „So klopft das Schicksal an die Pforte“ — dieser Satz, Schindler gegenüber geäußert, ist der Schlüssel zum Verständnis des ganzen Werkes. Das Pochen des Schicksals, kann man es besser darstellen als mit dem Eingangsmotiv, das Beethoven überdies, um es recht eindringlich ins Bewußtsein zu hämmern, zunächst in vier Takte selbständig an den Eingang des ersten Satzes hinstellt, um dann erst mit der Verarbeitung zu beginnen.

Nach dem düsteren Bild des ersten Satzes bringt der zweite mit seiner sanften Melodie eine gewisse Aufhellung, doch ist auch hier genug Schwermut geblieben. Der dritte reißt uns wieder hinein in die Abgründe des Schicksals, wir hören wieder sein Hämmern in dem Fortissimo-Ruf des Horns am Anfang, wir hören es im ängstlichen Pochen der Pauke am Schluß des Satzes, der ohne Pause in das Finale übergeht. Dieser vierte Satz ist ein Triumphgesang, ein Jubellied. Sieg über das Schicksal. Ebenso einfach und doch so vielsagend wie das Thema des ersten Satzes ist dieses Hauptthema des Finale. Der aufsteigende C-Dur-Dreiklang, die gleichen Töne, die ein Kind vor sich hinsingt, wenn es froh ist. Freilich, was macht daraus ein Beethoven! Schon die instrumentale Einkleidung ist außerordentlich und auch bei Beethoven selten. Mit Posaunen, Kontrafagott und Pikkoloflöte gibt er dem Thema eine schimmernde Wehr. Noch einmal tauchen die im dritten Satz beschworenen Gespenster auf. Aber der Wille zu siegen fegt sie hinweg, wieder bricht der Jubel los, alles mit sich fortreißend, wie ein gewaltiger Sturm.

Es ist die Sinfonie, deren Inhalt in den Worten Beethovens liegt, in den Worten, die er aussprach, als ihm die fürchterliche Gewißheit wurde, daß er taub werden würde: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht.“

Dr. Karl Laux.